

# Schotter für die Piste

Die Kunst der Umgehung: 750 Menschen in einem Ort im Odenwald wollten sich die Verbindung zur Außenwelt nicht kappen lassen und bauten eine Straße.

Von Marc Widmann

**Bensheim** – Ein wenig kann man die Wut noch spüren, selbst an diesem zugigen Ort, wo Wolfgang Scheffler steht und kassiert: ein Euro pro Auto. Ausgerechnet er, der sich früher nie engagiert hat, der auch das Vereinsleben nicht mag, er hat eine lange Unterhose angezogen und steht jetzt hier in der Kälte, freiwillig sechs Stunden lang. „Mich hat geärgert, wie die Stadt uns abgebürstet hat“, sagt er, und jetzt ist dieser Groll zu hören, der alles ins Rollen brachte. „Wir lassen uns das nicht gefallen, das finde ich klasse.“

Es geht um eine Straße, und die ist hier im Odenwald mehr als eine Fahrbahn, sie ist die Verbindung zur Außenwelt. So war es ein Schock für die 750 Einwohner von Hochstädten, als sie Mitte August erfuhren, dass ihre Hauptstraße saniert und gesperrt wird für dreieinhalb Monate – und damit ihr gewohnter Weg zum Supermarkt, zur Schule, in einer Woche schon. Ihnen blieb ein rutschiger Waldweg oder ein kilometer langer Umweg, mehr hatten die Planer nicht zu bieten. Erst kam der Zorn. „Und dann“, sagt Dieter Bauer, der Pfarrer, „hat sich diese Rage umgesetzt in Courage, dann hat ein Dorf seine verborgenen Talente freigelegt.“ Dann haben sich die Hochstädter einfach ihre eigene Umgehung gebaut.

Der Pfarrer ist Teil dieser Bewegung. Er trägt einen grauen Bart und kichert wie ein kleiner Junge, als ein Mitstreiter erzählt, wie man die amtlichen Regeln einfach „subversiv unterlaufen“ habe. Subversiv. Da kichern sie alle: der Wirt, der Ortsvorsteher, der Friedensaktivist, alle Bauherren. Es ist ihre Straße.

Am Anfang waren da nur der Wirt und der Automechaniker, sie bangten um ihre Kundschaft, sie rechneten und kamen auf 30 000 Euro, die nötig waren für die eigene Straße. Als ihr Plan stand, beriefen sie eine Versammlung ein, und das Dorf strömte herbei, die Letzten standen draußen im Regen vor den geöffneten Fenstern. An diesem Tag begann das Projekt zu leben, mehr noch, es begann das Dorf zu erfassen. 60 Hochstädter wurden sofort infiziert und zahlten 200 Euro ein. Bald waren es doppelt so viele.

„Die Straße zu bauen, ist das kleinste Problem“, sagt der Wirt. Andreas Klemm ist ein großer Mann, der in seinem Gasthaus Tortillas serviert bis in die Nacht, aber morgens trotzdem munter ist. Das größere Problem war, dass in Deutschland nicht jedes wütende Dorf seine eigene Straße bauen darf, dass es Vorschriften gibt, dass allein eine Baugenehmigung sechs bis acht Wochen kostet. Klemm wusste, dass sie so viel Zeit nicht hatten. „Da haben wir gesagt: Wir

begeben uns in den rechtsfreien Raum, und dann seh'n wir mal weiter.“

Eines Abends stand er am Tresen und ihm fiel das Grundgesetz ein, was stand da noch? Er las nach und fand es, Artikel 5, Absatz 3, da stand die Lösung: Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. „Na bitte“, sagte der Wirt. „Jetzt hammer's.“ Kunst ist frei.

Sie bauten nun keine Straße mehr in Hochstädten, sie bauten ein Kunstwerk, eines, das befahren werden muss. Und so wurde der Friedensaktivist ein wichtiger Mann der Gruppe. Gerade erst war er ins Dorf gezogen, ein sanfter Mensch in Mokassins, der oben auf dem Berg ein „Friedensmal“ baute mit seinem kleinen Verein. Thomas Zieringer hätte als Sonderling enden können, wie es sie in jedem Dorf gibt, nun aber lachte niemand, als er seine Idee einbrachte: Lasst uns keine Straße bauen, lasst uns ein Friedensmonument machen, eine „Straße des Friedens“. Der Pfarrer sagt: „Es ist interessant, wie die Dinge schon bereitlagen.“

Sie baggerten 40 Zentimeter tief, sie legten eine Matte in die Erde und kippten Schotter darauf, sie planierten alles mit einer Walze, sie besorgten alte Begrenzungspfosten vom Bauhof, viele halfen mit, es war erstaunlich einfach, eine Straße zu bauen. Als sie dalag, 220 Meter lang, fehlte nur noch die Kunst.

Nun startete der Friedensaktivist einen Aufruf und plötzlich, sagt der Pfarrer, „kannten wir uns selbst nicht mehr“. Ein alter Mann schmiedete einen kunstvollen Krieger, die polnische Nachbarin, die bisher so unscheinbar lebte, nie aufiel, entpuppte sich als begnadete Malerin. Die Hochstädter lebten nicht mehr nebeneinander her, sie hatten ein Projekt, auf das sie stolz sind. So stolz, dass sie sich freiwillig in die Kälte stellen an die kleine rote Hütte und Eintritt kassieren.

**„Die Leute wären doch mit der Axt hinter uns hergelaufen“, sagt der Stadtkämmerer.**

ren, ohne Handschuhe, weil ständig Autos kommen. Bis zu 1000 sind es am Tag. Wenn die Straße bald geschlossen wird, weil sie ihren Zweck erfüllt hat, erhält jeder Investor seine 200 Euro zurück. Auch wenn es vielen darauf schon lange nicht mehr ankommt.

„Die Straße hat dazu geführt, dass es nun viele kleine Sträßchen gibt zueinander“, sagt der Pfarrer. „Dieses Positive ist einfach in den Menschen“, sagt der Friedensaktivist.

Es wäre eine rührende Geschichte, dieser Zusammenhalt, gäbe es da nicht noch

den dunkleren Ton, eine leise Verachtung für die Politiker, die es nicht hinbekommen haben, Verachtung für Männer wie Matthias Schimpf zum Beispiel. Er ist der Kämmerer von Bensheim, wozu Hochstädten gehört. Ein lockerer Mann mit silbernem Stecker in der Nase. Er hätte die Straße auch bauen können. Es geht nicht ums Wollen, sagt er.

Auch Schimpf hat gerechnet, er kam auf eine ganz andere Zahl. Nach allen Regeln und Gesetzen gebaut, wäre die Straße mindestens 5,50 Meter breit gewesen, beschilbert, beleuchtet und entwässert, „der ganze Krempel“, sagt Schimpf. Sie hätte ziemlich genau das Vierfache gekostet. Es war zu teuer.

Und jetzt, wenn der Grünen-Politiker die Bürgerstraße sieht, den Stolz ihrer Bauherren, dann wundert er sich ein wenig. Er stellt sich vor, die Stadt hätte diese Straße gebaut, diesen Schotterweg ohne Beleuchtung, und sie hätte auch noch einen Euro dafür verlangt pro Fahrt, „da wären die Leute mit der Axt hinter uns hergelaufen.“ Bei ihm beschwerten sie sich schon, wenn sie auf einem Parkplatz mal in eine Pfütze treten.

Wahrscheinlich, sagt der Stadtrat, ist es mit den Hochstädtern und ihrer Straße ein bisschen wie bei Eltern und ihrem Kind: „Das eigene ist immer das schönste. Auch wenn es Segelohren hat.“



*Erst Rage, dann Courage: die befahrbare Straßen-Ausstellung. Foto: Roettgers*

# Schotter für

Die Kunst der Umgehung: 750 Menschen in einem Ort im Odenwald wollten sich

Von Marc Widmann

**Bensheim** – Ein wenig kann man die Wut noch spüren, selbst an diesem zugigen Ort, wo Wolfgang Scheffler steht und kassiert: ein Euro pro Auto. Ausgerechnet er, der sich früher nie engagiert hat, der auch das Vereinsleben nicht mag, er hat eine lange Unterhose angezogen und steht jetzt hier in der Kälte, freiwillig sechs Stunden lang. „Mich hat geärgert, wie die Stadt uns abgebürstet hat“, sagt er, und jetzt ist dieser Groll zu hören, der alles ins Rollen brachte. „Wir lassen uns das nicht gefallen, das finde ich klasse.“

Es geht um eine Straße, und die ist hier im Odenwald mehr als eine Fahrbahn, sie ist die Verbindung zur Außenwelt. So war es ein Schock für die 750 Einwohner von Hochstädten, als sie Mitte August erfuhren, dass ihre Hauptstraße saniert und gesperrt wird für dreieinhalb Monate – und damit ihr gewohnter Weg zum Supermarkt, zur Schule, in einer Woche schon. Ihnen blieb ein rutschiger Waldweg oder ein kilometer langer Umweg, mehr hatten die Planer nicht zu bieten. Erst kam der Zorn. „Und dann“, sagt Dieter Bauer, der Pfarrer, „hat sich diese Rage umgesetzt in Courage, dann hat ein Dorf seine verborgenen Talente freigelegt.“ Dann haben sich die Hochstädter einfach ihre eigene Umgehung gebaut.

Der Pfarrer ist Teil dieser Bewegung. Er trägt einen grauen Bart und kichert wie ein kleiner Junge, als ein Mitstreiter erzählt, wie man die amtlichen Regeln einfach „subversiv unterlaufen“ habe. Subversiv. Da kichern sie alle: der Wirt, der Ortsvorsteher, der Friedensaktivist, alle Bauherren. Es ist ihre Straße.

Am Anfang waren da nur der Wirt und der Automechaniker, sie bangten um ihre Kundschaft, sie rechneten und kamen auf 30 000 Euro, die nötig waren für die eigene Straße. Als ihr Plan stand, beriefen sie eine Versammlung ein, und das Dorf strömte herbei, die Letzten standen draußen im Regen vor den geöffneten Fenstern. An diesem Tag begann das Projekt zu leben, mehr noch, es begann das Dorf zu erfassen. 60 Hochstädter wurden sofort infiziert und zahlten 200 Euro ein. Bald waren es doppelt so viele.

„Die Straße zu bauen, ist das kleinste Problem“, sagt der Wirt. Andreas Klemm ist ein großer Mann, der in seinem Gasthaus Tortillas serviert bis in die Nacht, aber morgens trotzdem munter ist. Das größere Problem war, dass in Deutschland nicht jedes wütende Dorf seine eigene Straße bauen darf, dass es Vorschriften gibt, dass allein eine Baugenehmigung sechs bis acht Wochen kostet. Klemm wusste, dass sie so viel Zeit nicht hatten. „Da haben wir gesagt: Wir



Erst Rage, dann Courage: die befahrbare Straßen-Ausstellung. Foto: Roettgers

# für die Piste

en sich die Verbindung zur Außenwelt nicht kappen lassen und bauten eine Straße.



rba-  
tgers

begeben uns in den rechtsfreien Raum, und dann seh'n wir mal weiter.“

Eines Abends stand er am Tresen und ihm fiel das Grundgesetz ein, was stand da noch? Er las nach und fand es, Artikel 5, Absatz 3, da stand die Lösung: Kunst und Wissenschaft, Forschung und Lehre sind frei. „Na bitte“, sagte der Wirt. „Jetzt hammer's.“ Kunst ist frei.

Sie bauten nun keine Straße mehr in Hochstädten, sie bauten ein Kunstwerk, eines, das befahren werden muss. Und so wurde der Friedensaktivist ein wichtiger Mann der Gruppe. Gerade erst war er ins Dorf gezogen, ein sanfter Mensch in Mokassins, der oben auf dem Berg ein „Friedensmal“ baute mit seinem kleinen Verein. Thomas Zieringer hätte als Sonderling enden können, wie es sie in jedem Dorf gibt, nun aber lachte niemand, als er seine Idee einbrachte: Lasst uns keine Straße bauen, lasst uns ein Friedensmonument machen, eine „Straße des Friedens“. Der Pfarrer sagt: „Es ist interessant, wie die Dinge schon bereitlagen.“

Sie baggerten 40 Zentimeter tief, sie legten eine Matte in die Erde und kippten Schotter darauf, sie planierten alles mit einer Walze, sie besorgten alte Begrenzungspfosten vom Bauhof, viele halfen mit, es war erstaunlich einfach, eine Straße zu bauen. Als sie dalag, 220 Meter lang, fehlte nur noch die Kunst.

Nun startete der Friedensaktivist einen Aufruf und plötzlich, sagt der Pfarrer, „kannten wir uns selbst nicht mehr“. Ein alter Mann schmiedete einen kunstvollen Krieger, die polnische Nachbarin, die bisher so unscheinbar lebte, nie auffiel, entpuppte sich als begnadete Maletrin. Die Hochstädter lebten nicht mehr nebeneinander her, sie hatten ein Projekt, auf das sie stolz sind. So stolz, dass sie sich freiwillig in die Kälte stellen an die kleine rote Hütte und Eintritt kassie-

**„Die Leute wären doch mit der Axt hinter uns hergelaufen“, sagt der Stadtkämmerer.**

ren, ohne Handschuhe, weil ständig Autos kommen. Bis zu 1000 sind es am Tag. Wenn die Straße bald geschlossen wird, weil sie ihren Zweck erfüllt hat, erhält jeder Investor seine 200 Euro zurück. Auch wenn es vielen darauf schon lange nicht mehr ankommt.

„Die Straße hat dazu geführt, dass es nun viele kleine Sträßchen gibt zueinander“, sagt der Pfarrer. „Dieses Positive ist einfach in den Menschen“, sagt der Friedensaktivist.

Es wäre eine rührende Geschichte, dieser Zusammenhalt, gäbe es da nicht noch

den dunkleren Ton, eine leise Verachtung für die Politiker, die es nicht hinbekommen haben, Verachtung für Männer wie Matthias Schimpf zum Beispiel. Er ist der Kämmerer von Bensheim, wozu Hochstädten gehört. Ein lockerer Mann mit silbernem Stecker in der Nase. Er hätte die Straße auch bauen können. Es geht nicht ums Wollen, sagt er.

Auch Schimpf hat gerechnet, er kam auf eine ganz andere Zahl. Nach allen Regeln und Gesetzen gebaut, wäre die Straße mindestens 5,50 Meter breit gewesen, beschildert, beleuchtet und entwässert, „der ganze Krempel“, sagt Schimpf. Sie hätte ziemlich genau das Vierfache gekostet. Es war zu teuer.

Und jetzt, wenn der Grünen-Politiker die Bürgerstraße sieht, den Stolz ihrer Bauherren, dann wundert er sich ein wenig. Er stellt sich vor, die Stadt hätte diese Straße gebaut, diesen Schotterweg ohne Beleuchtung, und sie hätte auch noch einen Euro dafür verlangt pro Fahrt, „da wären die Leute mit der Axt hinter uns hergelaufen.“ Bei ihm beschwerten sie sich schon, wenn sie auf einem Parkplatz mal in eine Pfütze treten.

Wahrscheinlich, sagt der Stadtrat, ist es mit den Hochstädtern und ihrer Straße ein bisschen wie bei Eltern und ihrem Kind: „Das eigene ist immer das schönste. Auch wenn es Segelohren hat.“